

# Vertikale und horizontale Variation: Beobachtungen zum Schweizerdeutschen

Helen Christen

## 1. Ausgangslage

Wie beschreibt man den deutschschweizerischen Variantenraum am angemessens-ten? Die Schwierigkeit einer Beschreibungsadäquatheit erwächst nicht nur aus dem Umstand, dass linguistische Modelle es ohnehin schwer haben, die real existierende Variation angemessen zu erfassen, sondern auch daraus, dass es in der Deutschschweiz neben einer intradialektalen stilistisch-vertikalen Schichtung auch zu besonderen Variationsphänomenen kommt, bei denen sich – wie ich nachfolgend darlegen möchte – eine Art von horizontalem Kontinuum zeigt, das bisher kaum in den Fokus wissenschaftlicher Untersuchungen gelangt ist.<sup>1</sup> Während sich die vertikale dialektale Variationsdimension zwangsläufig aus dem Sachverhalt eines Ausbaudialekts ergibt, der quasi über Gebühr gebraucht wird (Kloss 1976), ist die horizontale Variationsdimension als eine Folge eines ‚Jede/r spricht seinen/ihren Dialekt‘-Prinzips zu sehen, das – obwohl weitgehend unbeachtet – doch spezifische sprachliche Kontaktphänomene mit sich bringt.

Die emische Abgrenzung der einzelnen Dialekte von der Standardsprache, die von der Deutschschweizer Sprechergemeinschaft mental und formulierungsstrategisch gemacht wird, gründet zweifellos auf strukturellen Merkmalen und ist auch etisch nachweisbar,<sup>2</sup> und man darf davon ausgehen, dass Dialekt und Standard jene Bedingungen, wie sie Schmidt (2005: 69) an eine Grösse mit dem Status ‚Varietät‘ stellt, erfüllen, nämlich Entitäten zu sein, die „sprachsozial als partiell systemisch differente Ausschnitte des komplexen Sprachsystems Einzelsprache, auf deren Grundlage Sprechergruppen in bestimmten Situationen, interagieren“. Individuelle Fehlleistungen in der Form von Hyperkorrekturen und Hyperdialektalismen, wie sie Lenz (2003) in ihren Untersuchungen einer örtlichen Gemeinschaft in der Eifel

1. Auer (1986: 120) geht – mit Blick auf Dialekt und Standardsprache – davon aus, dass in der deutschsprachigen Schweiz „nur Code-Switching nicht aber Code-Shifting vorkommt“. Die Frage, die nachfolgend gestellt wird, ist, ob es nicht doch Code-Shifting-Prozesse gibt, die dann allerdings auf einer interdialektalen horizontalen Ebene zu situieren wären und ein Dialekt-/Dialekt-Kontinuum voraussetzen.
2. Im Projekt „Gesprochene Standardsprache im Deutschschweizer Alltag“, das vom Schweizerischen Nationalfonds im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 56 (Sprachenvielfalt – Sprachkompetenz) unterstützt wird, sollen unter anderem jene Merkmalsbündel ermittelt werden, die die strukturelle Grenze zwischen Dialekt und Standardsprache aufrecht erhalten.

ermittelt hat, können auch im Deutschschweizer Kontext zwischen Dialekt und Standardsprache beobachtet werden und hier wie dort als Indikatoren für die strukturellen Varietätengrenzen fungieren, welche von den Sprecherinnen und Sprechern bei einem Code-Switching nicht zwangsläufig fehlerfrei überwunden werden können. Hyperkorrekturen bei standardsprechenden DeutschschweizerInnen sowie Hyperdialektalismen bei bundesdeutschen oder österreichischen Sprecherinnen und Sprechern, die einen Schweizer Dialekt erwerben, gehören zum sprachlichen Alltag und sind ausserdem beliebter Gegenstand von Sprachspott.<sup>3</sup>

Den Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern ist – garantiert durch die allgemeine Schulpflicht und heutzutage unterstützt durch den Medienkonsum – eine bivarietäre Kompetenz eigen, die sie befähigt, mehr oder weniger routiniert, mehr oder weniger normgerecht bei jenen seltenen Gelegenheiten vom Dialekt in die Standardsprache zu wechseln, in denen dies situativ erforderlich ist.

Vom Switching zwischen den beiden Varietäten Dialekt und Standard soll im Folgenden gerade nicht die Rede sein, sondern ausschliesslich von der Ausgestaltung der intradialektalen und interdialektalen Variation. Ich beziehe mich dabei auf Ergebnisse aus vor allem neueren Arbeiten zur Dialektologie des Schweizerdeutschen; für viele Fragen zur Soziostilistik stehen allerdings differenzierte empirische Untersuchungen noch aus, so dass es bei vorläufigen Überlegungen bleiben muss.

## 2. Die vertikale Variationsdimension: Sektoriale Varietäten und soziolinguistische Marker

Was die Binnenvariation der Grösse Dialekt betrifft, wird diese – ethnolinguistisch – unterschiedlich beschrieben:

Der Hauptunterschied zwischen den innervolklichen Sprachverhältnissen der Schweiz und denen Deutschlands wie zahlreicher anderer Länder besteht bekanntlich darin, dass in Deutschland und anderswo ein scharfer Kontrast zwischen der Hochsprache der gebildeten Oberschicht und den Mundarten des Bauernvolkes und der städtischen Plebs besteht, in der Schweiz dagegen sich der Gelehrte und der Bauer, der Grossindustrielle und der Arbeiter in derselben Sprache unterhalten, ein und dieselbe Sprache als einendes Band alle Schichten, Klassen und Stände des Volkes umschlingt. (Baer 1935: 29)

Was auf den ersten Blick durch die Sichtweise der „geistigen Landesverteidigung“ verbrämt scheint, erweist sich auf den zweiten Blick als passgenaues Sprecherurteil zur Deutschschweizer Sprachsituation, wie sie in Arbeiten von Hofer (1997) oder Siebenhaar (2000) beschrieben wurde. Deren variationslinguistische Untersuchungen zu örtlichen Sprechergemeinschaften in der nördlichen Deutschschweiz lassen

---

3 Als einer der ersten baute der Kabarettist César Keiser (1925-2007) mit seiner Nummer „Dialektik“ (in: *Schöne neue Welt*, Duraphon Records HD 285, Therwil/CH) auf den offensichtlich belustigenden Effekt von Hyperdialektalismen, wie sie bei bundesdeutschen Lernenden zu hören sind.

es geraten erscheinen, von dialektalen Varietäten auszugehen, die – wie Hofer (1997) aufgrund der Ergebnisse in Basel schreibt – in Bezug auf soziostilistische Variation ‚strukturell unterversorgt‘ sind. Nur bei einigen wenigen Einzel-Variablen – wie etwa der /Vokalisierung in der westlichen Deutschschweiz (Christen 1988) oder der Verdampfung von mhd. *â* in der Basler Region (Hofer 1997) – zeigen sich soziosituative Differenzen, die den Charakter von soziolinguistischen Markern im Sinne Labovs (1972) haben. Weder in Aarau noch in Basel, wo multivariate Faktoren- und Clusteranalysen durchgeführt wurden, sind jedoch Variantenbündelungen auszumachen, die sich zu Verdichtungsbereichen formierten, welche für bestimmte soziosituative Konstellationen typisch wären und Konventionen situativ angemessenen Sprachverhaltens darstellen würden.<sup>4</sup>

Die ‚strukturell unterversorgte‘ Soziostilistik ist natürlich keineswegs gleichzusetzen mit einem Fehlen soziosituativer Variation. Gerade auch ethnolinguistische Stimmen wollen so etwas wie eine „höhere Verkehrssprache“ kennen und „einen Trend zu einer gefühlsbetonten mittleren und niederen Verkehrssprache“ wahrnehmen (Strübin 1972: 99). Die vertikale Schichtung, die der Volkskundler Strübin mit seinen Qualifizierungen *höher*, *mittler*, *nieder* ins Spiel bringt, verlangt nach Klärung, widerspricht sie doch entweder den oben zitierten Arbeiten, oder aber das soziostilistische Repertoire, das Strübin im Blick hat, beruht nicht auf Strukturvariablen.

Die ‚höhere Verkehrssprache‘ schreibt Strübin einer sozialen Gruppe zu, nämlich jener, zu der der ‚Durchschnittsschweizer‘ gehört, der als Angestellter in einem Dienstleistungsbetrieb „eine geistige – oder quasi-geistige – Tätigkeit“ ausübt, „die nur in einer Quasi-Mundart umschrieben werden kann“ (Strübin 1972: 108). Beispiele wie *Bruefstätigi*, *Verchehrsteilhäbmer*, *Chrankekassemittglied*, die diese höhere Verkehrssprache illustrieren sollen, machen offenkundig, dass diese nicht durch strukturelle, sondern durch lexikalische Eigenheiten konstituiert wird. Das Besondere an diesen lexikalischen Einheiten scheint darin zu bestehen, dass es sich um Binnenentlehnungen aus der Standardsprache handelt, die phonologisch und morphologisch in den Dialekt eingepasst werden. Die Wahl derartiger Lexeme ist themen- und registergebunden und erhält ihre Qualifikation als ‚höher‘ also allein dadurch, dass diese Lexeme auf einen hoch bewerteten lebensweltlichen Ausschnitt referieren und in bestimmten Konstellationen gehäuft auftreten (vgl. Christen 2000a). Dass Strübin die Benutzung dieser Lexeme mit ‚Quasi-Mundart‘ negativ qualifiziert, ist wohl einem verbreiteten Dialektideal zuzuschreiben, das den ‚reinen‘ Dia-

---

4 Lenz (2003: 250) definiert Verdichtungsbereich wie folgt: „Unter *Verdichtungsbereich* werden typische Sprachverhaltensmuster verstanden, die sich linguistisch durch relative interne Kohäsion auszeichnen. Das bedeutet, dass die Variation innerhalb eines Verdichtungsbereiches geringer ist als die Variation zwischen zwei Verdichtungsbereichen.“ Lenz kann im Wittlicher Substandard fünf solcher Verdichtungsbereiche ermitteln, die das dortige Dialekt-Standard-Kontinuum strukturieren.

lekt in der ländlich-bäuerlichen Alltagswelt verortet und nur diesem Referenzbereich die richtige, gute Mundart zugesteht.<sup>5</sup>

Für die „mittlere“ und „niedere Verkehrssprache“ ist wiederum die Ebene des Lexikons bestimmend. Allerdings hat Strübin hier nicht bloss usuelle Bildungen im Blick, sondern diese ‚Verkehrssprachen‘ scheinen sich auch durch einen sprachschöpferischen Impetus ihrer Benutzer auszuzeichnen, die Ad-hoc-Metaphern und Metonymien schaffen, um sich besonders präzise, originell oder auffällig ausdrücken zu können. Bei der ‚Verkehrssprache‘, wie Strübin sie hier vorstellt, geht es folglich nicht um Varietäten im strukturellen Sinne, sondern um Gebrauchspräferenzen, die als Resultate von Sprecherstrategien zu sehen sind, mit denen bestimmte kommunikative Ziele erreicht werden sollen.

Das ethnolinguistische Urteil Strübins verträgt sich also durchaus mit den linguistischen Befunden: Das soziosituative Differenzierungspotential der dialektalen Varietäten liegt vor allem im Bereich der Lexik und allenfalls der Syntax, wo sich Gebrauchspräferenzen und bloss sehr geringe Strukturunterschiede abzeichnen. Man könnte hier von „sektorialen Varietäten“ im Sinne von Schmidt (2005: 70) sprechen, die durch „Inventarerweiterungen, Inventardifferenzierungen oder Inventarsubstitutionen“ zustande kommen, nicht aber an die lautliche und morphosyntaktische Struktur rühren.

Der gesellschaftliche Vorteil dieses Variationshaushaltes liegt auf der Hand: Da die Sprecherinnen und Sprecher – unabhängig von sozialer Herkunft und situativem Anspruch – von weitgehend der gleichen Sprachstruktur Gebrauch machen, entsteht der mit dem gängigen Demokratie-Verständnis verträgliche Eindruck, die ‚gleiche Sprache‘ zu sprechen (siehe Zitat Baer 1935).

### 3. Die horizontale Variationsdimension: Statische und akkommodierende SprecherInnen

Die binnenschweizerische Kommunikation geht bekanntlich so vonstatten, dass jede und jeder den angestammten Ortsdialekt verwendet und es auf diese Weise zu einem „polydialektalen Dialog“ (Ammon 1995) kommt. Mattheier (1996: 33) macht in der Schweiz ein „stabiles Distanzverhalten“ aus, bei dem sich nicht die Sprecher, sondern die Hörerkompetenz erweitert, „so dass wir sowohl eine Verständlichkeits- als auch eine Akzeptabilitätsenerweiterung vor uns haben“. Tatsächlich ist in der Deutschschweiz nicht von einer überregionalen Varietät auszugehen, die über Dialektgrenzen hinweg verwendet würde, und die gesprochene Standardsprache kommt als gesprochene Sprache in der Alltagskommunikation nur am Rande vor.<sup>6</sup>

---

5 Zur Dialektverfallsideologie vgl. Mattheier (1986: 62), zum Konstrukt des ‚reinen Dialekts‘ vgl. Haas (1992).

6 Die Wahl der Standardsprache bei einem Gegenüber, das erkenntlich kein L1-Schweizerdeutsch spricht, ist in einem Zusammenhang mit dem „face work“ zu sehen: Es

### 3.1. Die Reichweite von Dialekten

Kommen im binnenschweizerischen Austausch alle Dialekte gleichermassen ins Spiel? Ris (1979) und Werlen (Werlen et al. 2002, Werlen 2006) bezweifeln die soziolinguistische Gleichwertigkeit der schweizerdeutschen Dialekte. Ris geht von Dialekten mit unterschiedlichen ‚Reichweiten‘ aus, worunter er den Grad der Verständlichkeit eines Dialektes für die Sprecherinnen und Sprecher anderer Dialekte versteht. Diesen Verständlichkeitsgrad sieht Ris (1979) als bestimmend dafür an, ob jemand im überörtlichen Kontakt meint, einem Anpassungsdruck nachgeben zu müssen. Die vier – eher intuitiv konzipierten – Kategorien, die Ris (1979) vorschlägt, relativieren die Sichtweise, wonach die verschiedenen Ortsdialekte gleichermassen und uneingeschränkt zum Zuge kommen, wenn es um ihren Gebrauch in der interdialektalen, d.h. der horizontalen Kommunikation geht. Es ist jedoch einzuwenden, dass es nicht die blosse Verständlichkeit sein kann, die die Sprecherinnen und Sprecher in deren Gebrauch von Ortsdialekten allenfalls einschränkt und die Gleichwertigkeit der Dialekte im polydialektalen Dialog beeinträchtigt, sondern dass zusätzliche sozialpsychologische Faktoren ins Spiel kommen, die sich aus dem unterschiedlichen ökonomischen und kulturellen Stellenwert der einzelnen Regionen im föderativen Gesamtgefüge Schweiz ergeben. Ausserdem dürfte auch die quantitative Dimension der Sprecheranteile eine Rolle spielen: Dialekte mit wenigen Sprecherinnen und Sprechern werden zu Minoritätendialekten, deren Auftretenswahrscheinlichkeit im binnenschweizerischen Austausch vergleichsweise gering ist (zum Stellenwert von *minority forms* vgl. Trudgill 1986).

Es soll also laut Ris (1979) Sprecherinnen und Sprecher geben, die in *face-to-face*-Konstellationen mit Andersdialektalen ein mehr oder weniger grosses strukturelles Entfernen von ihrem Ausgangsdialekt praktizieren. Im Folgenden soll diesem adressateninduzierten Sprachverhalten nachgegangen werden, das eine Art von ‚horizontalen Stil‘ begründet, dessen Genese sich einer diglossischen Sprachsituation verdankt, in der Dialektsprechen sozial unabdingbar ist.

### 3.2. Kurzfristige Akkommodation an Andersdialektale

#### 3.2.1. „Dusseln“ als kommunikative Praxis

In seiner Arbeit über den geographischen Randdialekt Walliserdeutsch beschreibt Schnidrig (1986) eine kommunikative Praxis, die sich dadurch auszeichnet, dass ein Teil der Sprecherinnen und Sprecher in der horizontalen Kommunikation Minoritätenmerkmale der verschiedenen linguistischen Beschreibungsebenen zurückneh-

---

wird jene Varietät gewählt, von der man annehmen kann, dass sie (besser) verstanden wird oder dass sie die PartnerInnen in einer gegebenen Situation erwarten oder präferieren. Erkenntnisse zur adressateninduzierten Sprachformenwahl verspricht das Projekt „Gesprochene Standardsprache im Deutschschweizer Alltag“ (vgl. Fussnote 2).

men und ersetzen durch dialektale Varianten mit einer weiträumigeren Verbreitung.<sup>7</sup> Dabei kann es sich um dialektale Varianten handeln, die gleichzeitig isomorph sind mit der standardsprachlichen Entsprechung. Die Ersatz-Varianten können aber auch die Distanz zur Standardsprache vergrössern: Das ortsdialektale Pronomen *mir* wird beispielsweise ersetzt durch *mir* (Schnidrig 1986: 60), das in der Deutschschweiz über das grössere Geltungsareal verfügt. In der Untersuchungsanordnung mit 33 Testpersonen haben 15 aus einem Set von knapp 50 Variablen zwischen 10% und 90% der zugehörigen Varianten in der Kommunikation mit Andersdialektalen verändert. Die Zahlen zeigen, dass dieses Verhalten einerseits nicht bei allen Testpersonen vorkommt und es andererseits ein unterschiedliches qualitatives und quantitatives Ausmass annehmen kann. Der emische Status dieses Verhaltens, seine relative Häufigkeit und soziale Auffälligkeit manifestiert sich darin, dass die Walliser Sprechergemeinschaft für diese kommunikative Praxis ein eigenes Verb geprägt hat, nämlich ‚dusseln‘.<sup>8</sup> Im nachfolgenden Gesprächsausschnitt aus einer Radiosendung, in der sich eine Zürcher Moderatorin mit einer Walliserin und einem Walliser aus Leuk-Stadt unterhält, wird das ‚Dusseln‘ thematisiert:

wen ich da ha wallisertisch gret damals oder de hanich da vier fñf maal miessu z züg widerholu, bischus verschtannu heint und da hani halt de agfangu tusslu [Nachfrage der Moderatorin: was isch tussle?] ja tusslu säg ich we wer eso halbbazig schwizertisch rede ,wenn ich damals Walliserdeutsch gesprochen habe, da habe ich das Zeug vier, fünf Mal wiederholen müssen, bis sie es verstanden haben und dann habe ich angefangen zu dusseln. [was ist dusseln?] Ja, dusseln sage ich, wenn wir so halbbatzig (=schlecht und recht) Schweizerdeutsch sprechen’

Schweizer Radio DRS 1, Radio-Talkshow ‚Persönlich‘, 13. 11. 2005

### 3.2.2. ‚Dusseln‘ als sprachliche Orientierung an einer imaginierten Person

Was hat ‚Dusseln‘ im Wallis, was haben vergleichbare Erscheinungen auf der Basis anderer Dialekte für einen Status?<sup>9</sup> Es geht hier um ein individuelles Sprachverhalten, das sich in einer Kontaktsituation mit allochthonen Adressaten zeigt.<sup>10</sup> Dieses

7 Die Testanordnung bestand darin, dass sich ein einheimischer und ein auswärtiger Explorator (unter Abwesenheit des jeweils anderen) mit den einzelnen Probanden über Fragen des Walliser Tourismus unterhalten haben.

8 Unter ‚Dusseln‘ versteht Schnidrig (1986: 1) die ‚Bereitschaft des Deutschwallisers zur Anpassung an das Idiom des Nichtwallisers‘. Das Wort ist etymologisch nicht geklärt: ‚Denkbar ist ein Anschluss an gemeinschweizerdeutsches, nicht walliserisches dusse = draussen‘.

9 In einer Studie wurde das Sprachverhalten eines Deutschfreiburger Sprechers bei intendiertem Sprechen (resp. Schreiben) verglichen mit dem Sprechen in einer Fernsehdiskussion mit verschiedendialektalen Teilnehmenden, wo sich ähnliche Tendenzen wie beim Walliser ‚Dusseln‘ abzeichnen (vgl. Christen 2000b).

10 Zur Frage nach dem quantitativen und qualitativen Ausmass an ‚Andersdialektalität‘, das Akkommodation auslöst, vgl. Auer & Hinskens (2005).

Sprachverhalten zeigt insofern gewisse Überschneidungen mit Trudgills (1986) Konzept der *short term accommodation*<sup>11</sup> als es sich um eine punktuelle, zeitlich befristete sprachliche Veränderung handelt, die als sprecherseitige Reaktion auf einen Kontakt mit Allochthonen interpretiert werden kann. Wie sich in bisherigen Untersuchungen zeigt (Christen 2000b, Schnidrig 1986), ist dabei aber auf der strukturellen Ebene nur begrenzt von einer direkten Übernahme sprachlicher Varianten der spezifischen Kontaktperson auszugehen. Die Datenlage legt nahe, dass vor allem verbreitete binnenschweizerische Varianten als Ersatz für bestimmte ortsdiakale Varianten gewählt werden. Bei den Lautvariablen besteht die Wahl dabei häufig bloss zwischen der einheimischen und der fremden und gleichzeitig grossräumigeren Variante (z.B. ‚einheimische‘ entrundete Vordervokale vs. ‚fremde‘ Rücknahme der entrundeten Vokale); seltener koexistieren binnenschweizerisch verschiedene Lautqualitäten, die auf jeweils grösseren Arealen vorkommen (z.B. die unterschiedlichen Reflexe der mhd. Hiatusmonophthonge). Bei den morphologischen Variablen ist die diatopische Varianz dagegen grösser und es kann zu einer Konkurrenz von (relativ) grossräumig verbreiteten Formen kommen (z.B. Flexionsformen der Kurzverben).

Die Begegnung mit einer allochthonen Varietät fungiert als Auslöser, nicht aber zwingend auch als Zielvarietät einer Akkommodation. Diesem – offenbar verbreiteten – Sachverhalt wird Bell (1984) dadurch gerecht, dass er bei Akkommodationen unterscheidet zwischen Anpassungen an die Sprechweise an das reale Gegenüber, den *addressee*, und solchen an eine imaginierte dritte Person, den *referee*. Auch Mattheier (1996: 45) stellt fest, dass es kurzfristige Akkommodation gibt, die „in Richtung der jeweiligen Vorstellungen des Sprechers von der sozio-situativ angemessenen Varietät statt [findet].“ Diese einem imaginierten *referee* zugeschriebene Varietät muss keineswegs *einem* real-existierenden Dialekt entsprechen, deren Varianten allerdings schon: Die kurzfristig ins Spiel kommenden ‚Akkommodationsvarianten‘ sind authentische Deutschschweizer Dialektvarianten, bloss dass das Ensemble insgesamt nicht auf *einen* bestimmten Dialekt hinweisen muss: So kombiniert eine akkommodierende Gewährsperson aus Schnidrigs Studie beispielsweise ‚westschweizerdeutsches‘ *heimer* („haben wir“) mit ‚ostschweizerdeutschen‘ offenen [æi]-Diphthongen etwa in *Teil*, *Verein*, *Zeichnen*, *nein* (Schnidrig 1986: 138ff., 169). Wie diese Daten aus dem südwestlichen Teil der Deutschschweiz, bestätigen auch jene, auf die Auer / Hinskens (2005: 343) Bezug nehmen,

that interpersonal accommodation occurs, but is better explained as accommodation towards a stereotypical persona or mental representation (model) of a social group than as accommodation to the actually co-present interlocutor.

11 Die Termini *short term accommodation* resp. *long term accommodation* werden im Folgenden als *kurzfristige Akkommodation* resp. *langfristige Akkommodation* ins Deutsche übernommen, allerdings mit den hier erläuterten begrifflichen Unterschieden.

### 3.2.3. ‚Dusseln‘ als adressateninduzierter Stil

Es ist nicht zu übersehen, dass es gewisse interindividuelle Gemeinsamkeiten dieser Akkommodationen gibt, die auf struktureller Seite vor allem darin bestehen, welche Varianten präferiert abgebaut werden. Es existiert offenbar bei den Sprecherinnen und Sprechern eine Übereinkunft hinsichtlich jener Varianten, die im horizontalen Kontakt zu vermeiden sind. Beispielsweise ersetzen 29 Testpersonen in der verbalen Infinitivendung den Vollvokal *u* durch Schwa; bei einer Mehrheit der Akkommodierenden ist der Ersatz der entrundeten Vordervokale (z. B. [ʃuəl] statt [ʃyəl] ‚Schule‘) oder der Palatalisierung von /s/ in der Umgebung von /i/ (z. B. [si:] statt [ʃi:] ‚sie‘) festzustellen (Schnidrig 1986: 57). „Nach welchen Regeln bzw. durch was gesteuert bestimmte Sprachmerkmale aufgegeben oder angeglichen werden oder andere nicht“ (Mattheier 1996: 44) ist für die Interessen der Sozialpsychologie

verhältnismässig peripher, da es in erster Linie um die Tatsache der Akkommodation und ihre sozialpsychologische Funktion für den jeweiligen gesellschaftlichen Handlungsakt geht, wobei das Medium des sozialen Symbolisierungsaktes im Grunde unwichtig ist.

Anders liegen die Interessen der Linguistik, der es auch um die Sprachstruktur an sich geht und die sich die Frage stellen muss, welche (sozio-)linguistische Qualität die vom Abbau – auch die vom kurzfristigen Abbau – betroffenen Varianten auszeichnet. Diese Varianten als ‚primäre Dialektmerkmale‘ (Schirmunski 1930) zu bezeichnen, hat vorerst keinerlei Erklärungskraft und man hat mit Mattheier (1996: 44) jene Faktorenkomplexe zu erkunden, die bei derartigen Abbauprozessen „eine Steuerfunktion“ übernehmen; zu erwägen sind „die ‚saliency‘, d.h. die linguistische Prominentheit eines Merkmals, dann die Natürlichkeit und schliesslich demographische Faktoren wie diatopische Verbreitung und Attitüdenstruktur“. Bei den in der Untersuchung von Schnidrig (1986) involvierten Varianten handelt es sich mehrheitlich um solche, die nur in einem begrenzten Areal resp. bei wenigen Sprecherinnen und Sprechern vorkommen.

Die Dimension des horizontalen Ausbrechens aus dem Ortsdialekt könnte man als adressateninduzierten Stil konzeptualisieren, der im Unterschied zur vertikalen Dialektschichtung, die sich nur sehr begrenzt aus Systemgrössen konstituiert, gerade auf solchen beruht. Dieser Stil manifestiert sich in einer „Verhaltensweise, die im Gegensatz zum Switching scharfe Gegensätze innerhalb eines Repertoires auflöst oder verhindert“ (Auer 1986: 121), und im vorliegenden Fall – anders als bei einem Dialekt-/Standard-Kontinuum – nicht eine ‚polare‘, sondern eine multidimensionale Konzeptualisierung erfordert. Eine strukturelle Positionierung dieser Stile im Gefüge der diatopischen Variation erweist sich als äusserst schwierig, weil diese einerseits nicht zwischen zwei Zielvarietäten angesiedelt werden können, sondern das ganze Ensemble der koexistierenden Dialekte gleichzeitig als potentielle Zielvarietäten veranschlagt werden muss und weil andererseits die Dialekte horizontal nicht scharf voneinander abgrenzbar sind. Man könnte diese Stile behelfsmässig als konzentrische Kreise um den ‚nach aussen offenen‘ Ortsdialekt model-



lieren. Auf diesen Kreisen wären – mit unterschiedlichem und kontinuierlich zunehmendem Abstand zum Ortsdialekt – die Idiolekte der dynamisch agierenden Akkommodierenden zu platzieren, wobei die Idiolekte gefasst werden als „Gesamtheit von Rede- und Gebrauchsmustern einer einzelnen Person zu einer gegebenen Zeit“ (Hofer 1997: 14). Während sich also die statischen Sprechenden (vgl. Abbildung: statische Idiolekte 1, 2) im strukturellen Kern des Ortsdialekts anordnen, lösen die dynamischen Sprechenden (vgl. Abbildung: dynamische Idiolekte 1, 2, 3) dessen Grenzen, die ohnehin nicht als starre Strukturgrenzen aufzufassen sind, durch den kurzfristigen Abbau bestimmter Strukturmerkmale weiter auf.

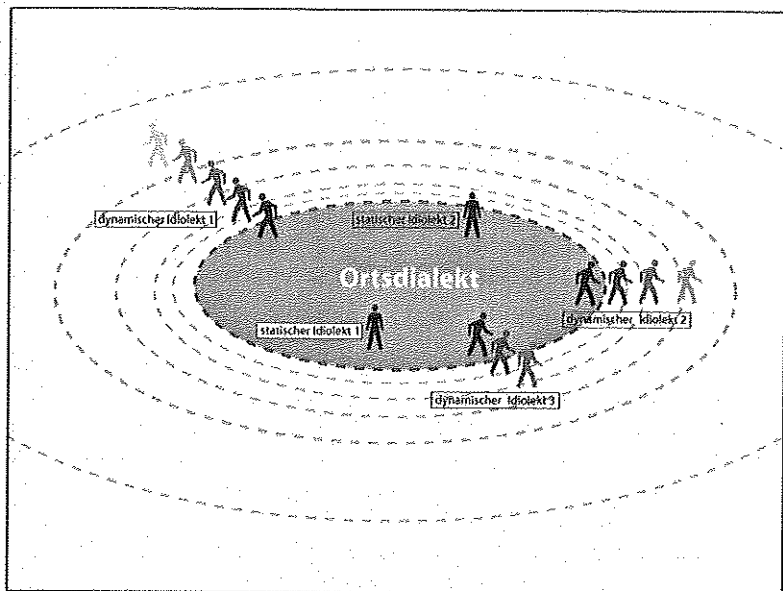


Abbildung: Statische und dynamische Idiolekte

Wer akkommodiert, ist nicht geklärt. Es fehlen Untersuchungen dazu, wie dieses Shiften in eine abgebaute Form eines Dialektes sozial gesteuert ist. Sicherlich sind es nicht die üblichen objektiven soziodemografischen Grössen, die eine Rolle zu spielen scheinen (Krankenschwestern und Lehramtsstudenten finden sich in der Walliser Untersuchung bei den stark Akkommodierenden und bei den statischen Nicht-Akkommodierenden), sondern es ist die Steuerung durch andere subjektive gruppenbildende Faktoren wie die Ortsloyalität in Erwägung zu ziehen (Mattheier 1985).

Sozialpsychologisch bemerkenswert ist an den kurzfristigen Akkommodationen, wie sie die Untersuchungsgruppe im Wallis praktiziert, dass sie einen subtilen

Balanceakt darstellen zwischen einer *in group*- und einer *out group*-Orientierung. Die Akkommodation leistet ein Entgegenkommen an ein fremdes Gegenüber, ohne aber dessen Eigenheiten einfach zu übernehmen. Akkommodierende müssen – wie das Giles et al. (1992) ausführen – die sozialen Kosten ihres Verhaltens abwägen: Für einheimische ZuhörerInnen kann akkommodierendes Verhalten als Untreue gegenüber der eigenen *in group* ausgelegt werden. Tatsächlich ist es so, dass dieses Verhalten alltagsweltlich thematisiert wird und sehr kontroverse Einschätzungen erfährt: Während es für die einen ein sozial akzeptables Sprachverhalten zu sein scheint, lehnen es andere vehement ab, was sich ja auch in den Daten spiegelt. Das Akkommodationsverhalten scheint jedenfalls in der örtlichen Kommunikation ein adressateninduzierter Stil zu bleiben, der ausschliesslich mit Allochthonen zum Zuge kommt und weder diastatisch noch diaphasisch generalisiert wird.

Dieser adressateninduzierte Stil des horizontalen Shiftens ist bislang wenig erforscht.<sup>12</sup> Er dürfte aber – in Übereinstimmung mit den Überlegungen von Ris (1979) und angesichts der empirisch noch weiter zu erhärtenden Tatsache, dass prominent kleinräumige Varianten ersetzt werden – vor allem bei Sprecherinnen und Sprechern von Minoritätendialekten zu erwarten sein resp. dort ein derartiges Ausmass an strukturellen Veränderungen annehmen, dass diese der Alltagswahrnehmung nicht entgehen.

### 3.4. Langfristige Akkommodation

Während die erläuterten kurzfristigen Akkommodationen als adressateninduzierte Stile betrachtet werden können, mit denen einzelne Sprecherinnen und Sprecher ihren Dialektgebrauch auf Andersdialektale abstimmen, kommt es in der Deutschschweiz als Folge der überörtlichen, horizontalen Kommunikation zu weiteren Phänomenen, denen meines Erachtens ein anderer Status zukommt. Es handelt sich um jene ‚exterritorialen‘ Sprecherinnen und Sprecher, die langfristig und dauerhaft ausserhalb ihrer dialektalen Herkunftsregion leben.

Sprecherindividuen, die in einer neuen dialektalen Umgebung leben, können und ‚dürfen‘ ihren angestammten Dialekt beibehalten. Werlen (2006: 27) kann aufgrund seiner Ergebnisse aus einer Langzeitstudie ein ‚dialekttolerantes‘ Klima konstatieren, das Neuankömmlingen „Freiheit in Bezug auf ihr sprachliches Anpassungsverhalten“ erlaubt. Das hat sich auch als Resultat einer früheren Untersuchung zu drei Generationen von Glarner Frauen herausgestellt, von denen die zwei Älteren selbst nach langjährigem hochalemannischen ‚Exil‘ ihren höchstalemannischen Dialekt nicht abgelegt haben (Christen 1992).

---

12 Schnidrig (1986) spricht in seiner Untersuchung – je nach dem ob die Anpassung eher abrupt oder allmählich erfolgt – von einem „soft switch“ und einem „hard switch“ in einen „Subsidiärdialekt“ und provoziert mit diesen Termini die Vorstellung einer abgrenzbaren Varietät. Der Umstand jedoch, dass es einen „soft switch“ gibt, spricht eher für ein Dialekt-/Dialekt-Kontinuum.

Zu dieser Freiheit gehört auch, dass einige der Migrantinnen und Migranten die kurzfristigen Akkommodationen als langfristige Akkommodationen stabilisieren (Werlen et al. 2002; Werlen 2006). Neuankömmlinge können eine ‚abgebaute Form‘ ihres mitgebrachten L-1-Dialektes als neuen dialektalen Idiolekt stabilisieren und für jegliche Gebrauchssituationen am fremden Ort generalisieren. Ein Stil wird quasi zu einer Varietät, die es in dieser spezifischen Ausprägung freilich nur als Idiolekt gibt: „such speech habits may be idiosyncratic and restricted to individual speakers“ (Auer / Hinskens 2005: 336). Das kollektive Moment, das beispielsweise für die Varietätendefinition Schmidts (vgl. oben) konstitutiv ist, kommt diesen Grössen allerdings nur insofern zu, als sie insgesamt als Dialekt (und nicht als Standardsprache) gelten und auch nach dessen soziopragmatischen Regeln gebraucht werden.

Schliesslich gibt es Auswanderer, die sich einen zweiten Dialekt in Form eines L-2-Erwerbs aneignen, für dessen Initiierung es „allerdings einer starken positiven Motivation zu bedürfen“ (Werlen 2006: 27) scheint. Das Resultat dieser individuellen Bemühung um den Erwerb eines anderen Dialekts kann eine stabile fossilisierte Hybridform sein, die wiederum als – idiolektale – Varietät betrachtet werden kann. Gewiss ist ausserdem mit exterritorialen Sprecherindividuen zu rechnen, die sowohl in ihrem Ausgangsdialekt bestimmte Varianten abbauen als auch gleichzeitig Varianten der neuen Lebensumgebung aufnehmen; auch hier konstituiert sich eine idiolektale Varietät.

Die erläuterten Idiolekte, die aus den Zufälligkeiten individueller Biographien resultieren, mögen strukturell mehr oder weniger weit entfernt von einem Ortsdialekt oder mehreren Ortsdialekten sein. Sie können deshalb auch alltagsweltlich für Verwirrung sorgen, weil das indexikalische Potential der Dialekte hier versagen muss oder widersprüchlich ist. So kann im Zusammenhang mit solchen Idiolekten im Alltag davon die Rede sein, dass jemand ‚keinen richtigen Dialekt‘ sprechen würde; allerdings wird nie bestritten, dass es sich um *Dialekt* handelt. Diese Idiolekte erfüllen also ihrer relativ singulären Prägung zum Trotz alle strukturellen Bedingungen, um als genuin Schweizerdeutsch zu gelten und taugen damit auch dazu – im Gegensatz etwa zur Standardsprache –, im Alltag uneingeschränkt verwendet zu werden.

### 3.5. Akkommodation und kontaktinduzierter Dialektwandel

Der horizontale Stil des ‚Dusselns‘ zeichnet sich strukturell im Wesentlichen durch den Abbau kleinräumiger Walliser Merkmale aus. Es ist nun nicht zu übersehen, dass struktureller, kontaktinduzierter Dialektwandel sich unter anderem ebenfalls im Abbau von Varianten zeigt, die nur in einem kleinen Areal vertreten sind und durch Varianten ersetzt werden, die eine binnenschweizerisch grössere räumliche Verbreitung resp. einen höheren Sprecheranteil ausweisen können (Hofer 1997, Christen 1998). Wir haben es mit dem bekannten Phänomen der Dialektkonver-

genz zu tun, die in einem gewissen Ausmass auch in der Deutschschweiz festzustellen ist.

Was sich im Laufe der Zeit zu einem derartigen strukturellen Dialektwandel ‚kondensiert‘ hat, an dessen Anfang muss zweifellos eine Kontaktsituation stehen, die neue Varianten überhaupt ins Spiel bringt. Man kann sich also Rechenschaft darüber geben, ob die binnenschweizerisch-überörtliche Kommunikation zwischen verschiedendialektalen Sprecherinnen und Sprechern der Ort ist, wo die strukturellen Grenzen der Ortsdialekte nachhaltig ausgeweitet werden. Der horizontale Stil ist jedoch an den Kontakt mit Allochthonen gebunden und kommt zwischen Autochthonen gerade nicht zum Tragen. Somit stellt sich die Frage, warum welche der fremden Kontaktvarianten sich doch als Innovationen bei einem Individuum – und später in einem örtlichen Kollektiv – habitualisieren können. Wie beim horizontalen Stil ist offenbar auch bei der heimischen Kommunikation von einer Ausrichtung am Modell einer imaginierten Person auszugehen, das sich im Laufe der Zeit ändert und den Gebrauch gewisser neuer Varianten sozial angemessen erscheinen lässt.<sup>13</sup>

#### 4. Ausblick: ‚Kontinuum‘ und ‚Sprachlage‘ als Konzepte zur Erfassung intradialektaler Variation?

Die soziale Verpflichtung zum Dialektsprechen lässt in der diglossischen Deutschschweiz eine Reihe von Umgangsmöglichkeiten mit dem Dialekt ins Spiel kommen, die zu Idiolekten führen mit einem unterschiedlichen strukturellen Bezug zu den Ortsdialekten. Aber weder die kurzfristigen Akkommodationen der Ortsansässigen noch die langfristigen Akkommodationen und die Lernervarietäten der andersdialektalen Zugezogenen haben die Ortsdialekte bis zum heutigen Zeitpunkt destabilisiert, sondern ein Grossteil dieser Kontaktphänomene scheint bisher mental als ‚nicht richtiger Dialekt‘ ausgesondert worden zu sein und sich keinen Status als Modell möglichen Sprachverhaltens angeeignet zu haben (vgl. oben die Bewertung des ‚Dusselns‘ als „halbbatzig Schweizerdeutsch sprechen“). Zum sozialen Ort, der sich aus der örtlichen Gemeinschaft mit ihren gemeinsamen, historisch gewachsenen Werten und daraus resultierenden lokalen Verhaltensweisen konstituiert, gehört bis heute ein Ortsdialekt als herausragende Orientierungsgrösse, insbesondere auch für den Dialekterwerb im Kindesalter (zur geographischen und soziologischen Definition von ‚Ort‘ vgl. Mattheier 1985). Es handelt sich dabei um einen Ortsdialekt, der seine relative strukturelle Stabilität (in Zeiten dichter Autobahnnetze, schneller Eisenbahnen und intensiver Mediennutzung) nicht etwa fehlendem Kontakt nach aussen zu verdanken hat, sondern einzig und allein dem Umstand, dass

---

13 Zum Schritt von den Innovationen auf individueller Ebene zu strukturellem Dialektwandel auf kollektiver Ebene vgl. Trudgill (1986), Mattheier (1996), zur Rolle der Akkommodation in einer Sprachwandel-Theorie vgl. Auer / Hinskens (2005).

seine spezifische dialektale Ausprägung die soziokulturellen Erwartungen erfüllt, wonach sich die föderative Struktur in der sprachlichen Heterogenität zu zeigen hat, also zu ‚jedem Kanton‘ und ‚jedem Ort‘ ein eigener Dialekt gehört (zu ethnolinguistischen Dialektgrenzen vgl. Auer 2004).

Wie erörtert handelt es sich dabei um einen Ortsdialekt, der soziale Differenzierung nicht primär mit Strukturmerkmalen enkodiert. Die intradialektale soziostilistische Variation als ein vertikal geschichtetes Kontinuum zu modellieren, ist sicherlich verfehlt: Sprachlagen mit einer situativ-vertikalen Dimension, wie sie Lenz (2003) innerhalb eines Dialekt-Standard-Kontinuums in der Form von Verdichtungsbereichen nachgewiesen hat, gibt es in der Deutschschweiz nicht. Allerdings ist vor dem Hintergrund der erläuterten Untersuchungen zur Akkommodation zu erwägen, ob es ein situativ-horizontales Kontinuum gibt, auf dem entsprechend disponierte Sprecherinnen und Sprecher adressateninduziert shiften. Ob es horizontale Verdichtungsbereiche gibt, die die Bedingung erfüllen, spezifische Strukturverbindungen aufzuweisen, die mit aussersprachlichen Grössen korrelieren – Grössen vorerst unbekannter Natur –, müsste empirisch untersucht werden.

‚Kontinuum‘, ‚Sprachlage‘ oder auch ‚Code-Shifting‘ sind wissenschaftliche Konzepte, die durchaus zur Erfassung bestimmter sprachlicher Phänomene der Deutschschweiz taugen könnten. Dass den Sachverhalten und sprachlichen Praktiken, die mit diesen Begriffen abgedeckt werden, jedoch ethnolinguistisch gerne der Status eines Störfalles zukommt, ist Ausdruck für den hohen sozialen Stellenwert, welcher der diatopischen Variation in der Deutschschweiz und ihrem Symbolisierungspotential für das ausgeprägt föderativ organisierte Gemeinwesen zukommt, und welcher zu deren Aufrechterhaltung beiträgt.

## Literatur

- Ammon, Ulrich. 1995. *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Auer, J.C.P. 1986. „Konversationelle Dialekt/Dialekt-Kontinua.“ In: *Deutsche Sprache* 14. 97-124.
- Auer, Peter. 2004. „Sprache, Grenze, Raum.“ In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 23. 149-179.
- Auer, Peter / Hinskens, Frans. 2005. „The role of interpersonal accommodation in a theory of language change.“ In: Auer, Peter / Hinskens, Frans / Kerswill, Paul (eds.): *Dialect change: convergence and divergence in European languages*. Cambridge: Cambridge University Press. 335-357.
- Baer, Emil. 1935. *Alemannisch. Die Rettung der eidgenössischen Seele*. Zürich etc.: Rascher.
- Bell, Allan. 1984. „Language style as audience design.“ In: *Language in Society*. 145-204.

- Christen, Helen. 1988. *Sprachliche Variation in der deutschsprachigen Schweiz. Dargestellt am Beispiel der /-Vokalisierung in der Gemeinde Knutwil und in der Stadt Luzern*. Stuttgart: Steiner.
- Christen, Helen. 1992. „Die dialektale Prägung schweizerdeutscher Umgangssprachen. Eine Untersuchung anhand von drei Idiolekten.“ In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 3. 275-292.
- Christen, Helen. 1998. *Dialekt im Alltag. Eine empirische Untersuchung zur lokalen Komponente heutiger schweizerdeutscher Varietäten*. Tübingen: Niemeyer.
- Christen, Helen. 2000a. „Standardsprachliche Varianten als stilistische Dialektvarianten?“ In: Häcki Buhofer, Annelies (ed.): *Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte*. Tübingen, Basel: Francke. 245-260.
- Christen, Helen. 2000b. „Chamäleons und Fossilien. Forschungsperspektiven für die konsolidierte schweizerisch-alemannische Dialektologie.“ In: Stellmacher, Dieter (ed.). *Dialektologie zwischen Tradition und Neuansetzen*. Stuttgart: Steiner. 33-47. [=Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beiheft 109].
- Giles, Howard / Coupland, Justine / Coupland, Nikolas. 2002. „Accommodation theory: Communication, context, and consequence.“ In: Giles, Howard / Coupland, Justine / Coupland, Nikolas (eds.). *Contexts of accommodation. Developments in applied sociolinguistics*. Cambridge: Cambridge University Press. 1-68.
- Haas, Walter. 1992. „Reine Mundart.“ In: Burger, Harald (ed.). *Verborum amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache*. Berlin, New York: de Gruyter. 578-610.
- Hofer, Lorenz. 1997. *Sprachwandel im städtischen Dialektrepertoire. Eine variationslinguistische Untersuchung am Beispiel des Baseldeutschen*. Tübingen, Basel: Francke.
- Kloss, Heinz. 1976. „Abstandssprachen und Ausbausprachen.“ In: Kloss, Heinz / Göschel, Joachim / Nail, Norbert / van der Elst, Gaston (eds.). *Zur Theorie des Dialekts*. Wiesbaden: Steiner. 301-322.
- Labov, William G. 1972. *Sociolinguistic Patterns*. Philadelphia: University of Philadelphia Press.
- Lenz, Alexandra N. 2003. *Struktur und Dynamik des Substandards*. Stuttgart: Steiner. [=Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beiheft 125].
- Mattheier, Klaus J. 1973. „Die ‚schlechte‘ Mundart. Bemerkungen zu einem Komplex von Vorurteilen.“ In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* XX. 168-185.
- Mattheier, Klaus J. 1985. „Ortsloyalität als Steuerungsfaktor von Sprachgebrauch in örtlichen Sprachgemeinschaften.“ In: Besch, Werner / Mattheier, Klaus J. (eds.). *Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium*. Berlin: Schmidt. 139-157.
- Mattheier, Klaus J. 1986. „Dialektverfall, Dialektabbau, Dialektveränderung.“ In: *Zeitschrift für Literatur und Linguistik* 62. 58-73.
- Mattheier, Klaus J. 1996. „Varietätenkonvergenz: Überlegungen zu einem Baustein einer Theorie der Sprachvariation.“ In: *Sociolinguistica* 10. 31-52.

- Ris, Roland. 1979. „Dialekte und Einheitssprache in der deutschen Schweiz.“ In: *International Journal of the Sociology of Language* 21. 41-61
- Schmidt, Jürgen Erich. 2005. „Versuch zum Varietätenbegriff.“ In: Lenz, Alexandra N. und Klaus J. Mattheier (eds.). *Varietäten – Theorie und Empirie*. Frankfurt / Main etc.: Lang. 61-74. [=VarioLingua 23].
- Schmidrig, Kurt. 1986. *Das Dusselh. Ein Subsidiärdialekt im Deutschwallis*. Freiburg Schweiz: Universitätsverlag.
- Schirmunski, Viktor. 1930. „Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten.“ In: *Germanisch-romanische Monatsschrift* 18. 113-122; 171-188.
- Siebenhaar, Beat. 2000. *Sprachvariation, Sprachwandel und Einstellung. Der Dialekt der Stadt Aarau in der Labilitätszone zwischen Zürcher und Berner Mundart*. Stuttgart: Steiner.
- Strübin, Eduard. 1976. „Zur deutschschweizerischen Umgangssprache.“ In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 72. 97-145.
- Trudgill, Peter. 1986. *Dialects in Contact*. Oxford: Blackwell.
- Werlen, Iwar / Buri, Barbara / Matter, Marc / Liberi, Johanna. 2002. *Projekt Üsserschwyz. Dialektanpassung und Dialektloyalität von Obervalliser Migranten*. Bern: Institut für Sprachwissenschaft, Universität Bern.
- Werlen, Iwar. 2006. *Zwischen „Grüesseech“ und „Tagwoll“. Das Sprachverhalten und die Lebenssituation der Obervalliser und Obervalliserinnen in Bern*. Bern: Institut für Sprachwissenschaft, Universität Bern.